

MODERN AND MEDIEVAL LANGUAGES TRIPOS Part II

SPECIMEN PAPER (2 hours)

GERMAN LANGUAGE: TEXT AND CULTURE

Candidates for this paper may draw on material they have used in their dissertation(s) or that they intend to use in scheduled paper examinations.

STATIONERY REQUIREMENTS

20 Page Answer Book x 1

Rough work pad

SPECIAL REQUIREMENTS

None

**You may not start to read the questions
printed on the subsequent pages of this
question paper until instructed that you
may do so by the Invigilator**

Answer ONE of the following questions in GERMAN.

1 Kommentieren Sie diesen Text unter Berücksichtigung des kulturellen Kontexts und seiner stilistischen Merkmale.

Was man in Deutschland NICHT sagen darf

Wahrscheinlich ist der zwölfte Stock der Deutschen Bundesbank kein ganz schlechter Ort, um zu vermessen, wie es in diesem Land um das Meinungsklima bestellt ist. Zum einen bietet die verglaste Fensterfront einen weiten Blick über Frankfurt und das Umland, sodass sich in einem so verwirrenden Terrain wie der Debattenlandschaft ein erstes beruhigendes Gefühl des Überblicks einstellt. Vor allem aber hat in dieser Etage ein Mann sein Büro, der wie kaum ein Zweiter in Deutschland den Cowboy eines Diskurses mimt, der sich um nichts schert: Thilo Sarrazin, der Mann mit dem Pullover.

Wem die Erhöhung der Gaspreise zu teuer sei, der könne ja einen Pullover überziehen. Es war nur einer von Sarrazins Sprüchen als Finanzsenator von Berlin, eines Sozialdemokraten, der unter Bürgermeister Klaus Wowereit das Haushaltsdefizit der Stadt senkte, aber den Puls vieler Leute nach oben trieb.

Ständig vermischt Thilo Sarrazin – mal fatal, mal vergnüglich – allgemeine Gesellschaftsanalyse, konzentrierte Politik, Borderline-Rassismus und wilde Polemik. Thilo Sarrazin gilt als der Django des Tabubruchs.

Was heißt hier Tabu?

Sprechverbote in einem freien Land – undenkbar? Dies ist die bequemste Form, sich der Frage zu entziehen: Was darf man in Deutschland NICHT sagen? Dass es Sprechverbote geben könnte in der Bundesrepublik, das hat das politische Lager rechts der Mitte bis in die achtziger Jahre immer als Angriff auf die Demokratie denunziert. Umgekehrt bezog die Linke ihren Schwung daraus, gegen tatsächliche und eingebildete Sprechverbote anzugehen: die beschwiegene Nazisünden der Väter ebenso wie die erfundenen Morde an den RAF-Häftlingen im Gefängnis von Stammheim. Inzwischen haben sich die Rollen verkehrt: Die linken Rebellen von einst haben ihren Frieden mit dem Land gemacht, die Rede von Tabus gilt ihnen als Guerillaangriff neoliberaler Irrlichter.

Eine Stunde und 32 Minuten dauert das Gespräch mit dem Bankvorstand über das Meinungsklima hierzulande. Dann ist der Thilo-Sarrazin-Moment erreicht. Und Thilo Sarrazin tut es wieder. Sagt Sätze, für die er berüchtigt ist. Spricht von einer Volksgruppe, ihrer Arbeitsleistung, ihrer Kinderzahl. Welche? Das möchte er, als es später zur Autorisierung der Zitate kommt, doch nicht gedruckt sehen. »Das wird missverstanden werden.« Damit hat der Mann Erfahrung. In einem Interview mit der Zeitschrift Lettre hatte er vergangenes Jahr über »Kopftuchmädchen« räsoniert und die fehlende Integrationsbereitschaft junger Türken und Araber angeprangert. Warum der Drang zur Wiederholung?

»Ach, wissen Sie, Martin Luther hat als junger Mönch sein Lettre- Interview an die Tür der Schlosskirche von Wittenberg genagelt.« Martin Luther und die Reformation: Ein großer Mann, ein großer Kampf – und vielleicht ist das schon die erste Erkenntnis, die für viele gilt, die sich als Tabubrecher im Land erleben. Ob Alice Schwarzer, Thilo Sarrazin oder Guido Westerwelle, wer sich an die Meinungsfront wirft mit dem Vorwurf, die anderen würden verschweigen, was Sache ist, der tut das, weil er für mehr kämpft als nur den eigenen Ruhm. Er wähnt Millionen hinter sich – oder aber gegen sich.

Die öffentliche Meinung, das sagen Tabubrecher wie Sarrazin immer gern, unterscheide sich von der veröffentlichten Meinung. Die Presse neige zum Tabu-Reflex, die ZEIT inklusive. »Es gibt auch bei Ihnen – entschuldigen Sie – einige liberale Scheißer«, worunter Sarrazin Leute versteht, »die gut im Speck stehen und von der Warte moralischer Überlegenheit heraus die Welt beurteilen«.

»Ist es schon wieder so weit?« und »Man wird doch noch mal sagen dürfen,...« – in der Bundesrepublik bewegte sich der Meinungskampf jahrzehntelang zwischen diesen zwei Extremen. Hier warnte eine Linke, »der Schoß ist fruchtbar noch«, aus dem einst Hitler kroch, dort wetterte eine politische Rechte, die fand, »es war doch nicht alles schlecht«. Gemeinsamer Identitätsquell war für beide Lager die offene Wunde der Nazizeit.

Der größte Streit heute dreht sich nicht mehr um die Geschichte, sondern um die Gegenwart. An fünf Gruppen von Menschen entzündet sich der Streit um Sprechverbote immer wieder: Migranten und Hartz-IV-Empfängern, Frauen, Schwulen und Juden. Gegen sie, sagen die einen, dürfe man ungestraft nichts sagen. Auf sie, lautet der Gegeneinwand, werde doch immer zu allererst eingeschlagen. Was alle fünf verbindet, ist ihr besonderer Status im Meinungsklima: Wie mächtig oder ohnmächtig Frauen, Juden oder Migranten sind, scheint in der Bundesrepublik von heute noch nicht ausgemacht zu sein.

PATRICK SCHWARZ

Aus: Die Zeit, 16.04.2010

Words: 673

<http://www.zeit.de/2010/16/Tabus-in-Deutschland?page=3>

[Angaben zum Autor: Patrick Schwarz hat Ethnologie in Großbritannien studiert. Seit 2005 arbeitet er für *Die Zeit*, davor arbeitete er für die *taz*.]

2 Kommentieren Sie diesen Text unter Berücksichtigung des kulturellen Kontexts und seiner stilistischen Merkmale.

Die Stadt und ich. Über Städtebau und Identität

Meine Gedanken greifen auf meine persönlichen Erfahrungen als Zonenkind zurück, wie Jana Hensel jene bezeichnete, die nicht mehr gänzlich in der DDR und noch nicht vollständig im Westen geprägt wurden.¹ Sie wurden in der Zone dazwischen erwachsen und schauen auf eine immer schneller schwindende Erinnerung an ein Land, in dem sie trotz kritischer Einwände auch Heimat erkennen.

Was mich interessiert und insbesondere durch die Erfahrung der politischen Wende geprägt hat, ist die extreme Abhängigkeit des städtischen Raums von gesellschaftlichen oder besser: ideologischen Kontexten. Als die Mauer fiel, war ich 17 Jahre alt. Bis dahin hielt ich es für erwiesen, dass Städte über einige unverrückbare Konstanten verfügen (etwa große Kirchen, Rathäuser und mächtige Profanbauten, soweit sie den Krieg einigermaßen überstanden hatten), ansonsten aber einem langwierigen Umgestaltungsprozess unterliegen. Die versehrten Stadtopographien der DDR – auch die meiner Heimatstadt – legten dies sichtbar nahe. Das rasche Wachstum von Neubaugebieten auf der grünen Wiese oder die Folgen, die sich aus dem Aufbaugesetz sowie den 16 Grundsätzen des Städtebaus (1950) in der DDR ergeben hatten und die Stadt zur Bühne einer neuen Volksdemokratie degradierten, blieben für mich lediglich auf Langfristigkeit angelegte Bewegungen in einem umfassenden Grau, das nicht zu bewältigen war.

Als sich der dumpfe und zähe Kokon der DDR-Wirklichkeit 1990 öffnete, schien es mir, als setze erste jetzt so etwas wie umfassende Gestaltung ein. Ich erlebte meine Heimatstadt Zwickau, dieses gleich hinter dem Rathaus noch kriegsruinöse, von Bergbau unterhöhlte, von der Kokerei überräucherte, durch unzählige Essen verschandelte, im Muldental langsam vom Staub zugerieselte Drecksnest, plötzlich aufblühen, als Stadt im umfassenden Sinne überhaupt erst wieder erstehen. Wo Straßen einst in Sackgassen endeten, Häuserwände fehlten oder in Ziegel- und Putzfragmente zerlegte, teils mannshoch begrünte Siedlungsreste die Sicht versperrten, entstanden nach und nach Zusammenhänge, Blickachsen und Interpretationen von Alt und Neu, die teilweise aber auch rasch wehtun konnten. Vorher war die Stadt für mich das, was ich als Modell der Vergangenheit aus dem Städtischen Museum kannte, in dem es, wenn ich mich recht erinnere, immer dunkel war, als müsse man Erinnerung behutsam im Halbschatten bewahren, damit sie nicht von der Gegenwart ausgeblichen und verdorben würde. Auch alte Stiche hatten mir den Eindruck vermittelt, ganz früher sei die Stadt unversehrt gewesen, hätte es so etwas wie eine perfekte Disposition gegeben, an deren verschwommenen Resten wir uns nunmehr abarbeiteten.

Je intensiver die Menschen den Wandel seit 1990 erlebten und je rascher vieles, was ihr Arbeitsleben geprägt hatte, verschwand (denken wir etwa an die spektakuläre Sprengung von Essen), desto stärker wurde die Nachfrage nach Literatur, die das

¹ Vgl. Jana Hensel: *Zonenkinder*, Reinbek 2002

Vergangene widerspiegelt und Momentaufnahmen festhält. „Zwickau wie es einst war“, die Geschichte der Stadtteile, selbst kleinster Orte im Umfeld – solche Publikationen wurden zu regionalen Bestsellern, die in mehreren Auflagen erschienen. Die Zeit lief plötzlich schneller, es gab wieder Lust auf Zukunft, und diese zog eine neue Lust auf sichtbare Vergangenheit nach sich. Überhaupt wurde alles sichtbarer: das Licht fand umfassend in die Stadt, der Dom etwa wurde nachts erstmalig beleuchtet, ein Ereignis. Es glimmte jedoch auch immer stärker die Hoffnung, einiges könne wieder so werden, wie es in den alten Aufnahmen vor Augen trat. Die Idee eines historischen Stadtkerns wurde rasch lebendig, der von der Ideologie gepeitschte radikale Umgestaltungswille ererbter Strukturen erschien plötzlich als obszöne Geste, die jedem wehzutun schien.

Identität, auch städtische Identität, kann gewiss neu geprägt werden, aber Städte lassen sich nicht ungestraft umkrempeln, sie müssen vor einseitigen Interessen geschützt und besonnen weiterentwickelt werden. Es gibt so etwas wie ein „urbanes Unbewusstes“, das gegen ein rücksichtsloses Ich von Stadtpolitik rebelliert und sich im Geist einer Stadt manifestiert. „Wendezeiten“, so mein Eindruck, zeigen das eindringlich. Ich hatte immer das Gefühl, zur Hälfte drängt etwas in der Stadt nach Wiederentdeckung, zur Hälfte wird diese an die Stadt herangetragen.

Städte haben eine wichtige Gedächtnisfunktion, die auszulöschen oder zu entstellen Frevel ist. Wo eine Stadt – auf der Grundlage welcher Ideologie auch immer – erzwungen oder bezwungen wird, werden die Menschen sich lange reiben müssen, ehe sie sich behaust und eingebettet fühlen können, sofern sie keine modernen Nomaden sind. Ich denke, dass gerade junge Menschen in den Dialog mit sichtbarer regionaler Entwicklung eintreten können sollen, um Heimat zu finden, überhaupt erst nach vorn denken zu können. (699 words)

TOBIAS J. KNOBLICH

Aus einer Rede zur Tagung “Expertenrunde Städtebaulicher Denkmalschutz in Berlin”, 26.01.2010

[Angaben zum Autor: Tobias Knoblich ist aufgewachsen in der DDR und hat Ethnologie an der Humboldt-Universität in Berlin studiert. Er hat für verschiedene sächsische Ministerien gearbeitet und ist seit 2008 Vorsitzender der Sächsischen Jugendstiftung]

END OF PAPER